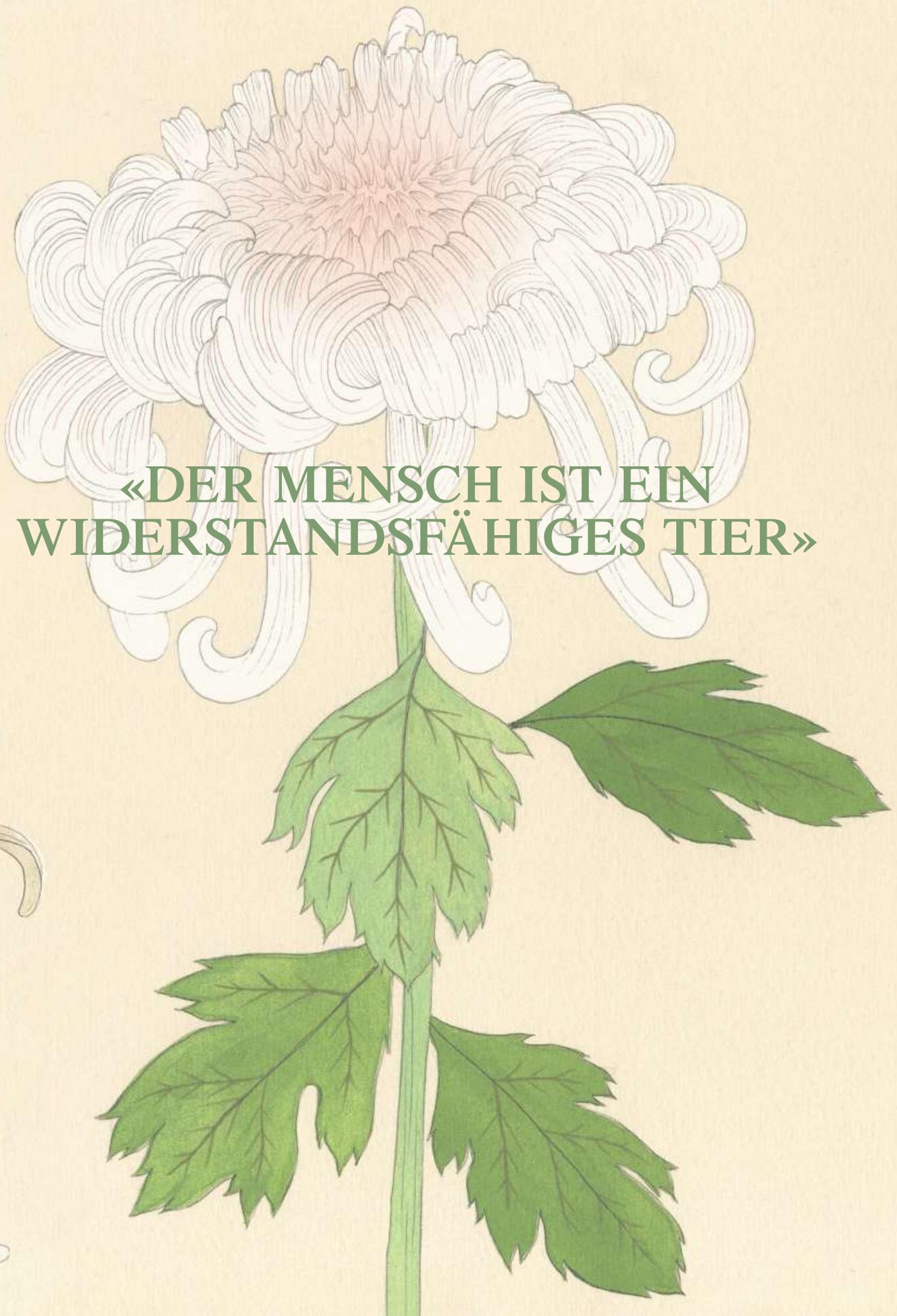




Wie funktioniert Trauer?
Unsere Vorstellungen seien falsch,
sagt der Psychologieprofessor
George Bonanno. Die meisten
Menschen können mit dem Tod
besser umgehen, als wir meinen.
Von *Flurin Clalüna*, Illustration
Harriet Lee-Merrion



«DER MENSCH IST EIN
WIDERSTANDSFÄHIGES TIER»

George Bonannos Büro an der Upper West Side in New York ist vollgepackt mit Schwermut. Ein Skelett steht mitten im Zimmer, in einem Gestell hat er chinesische Grabfiguren aufgestellt, einige sind über 2000 Jahre alt. Daneben stapeln sich Bücher über Kriege, Naturkatastrophen, Terroranschläge und den Tod. Aber der Mann, der hier arbeitet, sieht nicht traurig aus. George Bonanno, Psychologieprofessor am Teachers College der Columbia University, sitzt auf seinem Bürostuhl und strahlt. Es ist früher Morgen in New York, als wir uns per Video unterhalten. Er sei immer optimistisch, sagt Bonanno. Obwohl er sich mit dem grössten Unglück beschäftigt, das Menschen passieren kann.

George Bonanno leitet an der Columbia-Universität das «Labor für Verlust, Trauma und Emotionen». Er untersucht, wie wir mit Trauer umgehen und was mit uns geschieht, wenn wir einen geliebten Menschen verlieren. «Es ist verrückt. Wir alle machen diese Erfahrung, wahrscheinlich sogar mehrmals im Leben. Das ist unausweichlich. Aber die meisten haben keine Ahnung, was sie erwartet, wenn es wirklich passiert. Und wenn sie doch meinen, eine Ahnung zu haben, dann glauben sie an alte Mythen.»

Unsere Vorstellungen über Trauer seien falsch, sagt Bonanno. Die meisten Menschen glaubten, sie sei lähmend, langanhaltend und zerstörerisch. Bonannos Studien sagen etwas anderes. Er hat herausgefunden: «Wir halten Trauer viel besser aus, als wir meinen. Der Mensch ist ein widerstandsfähiges Tier. Wir sind wie Erdhörnchen, phantastisch im Umgang mit Stress und unglaublich schnell anpassungsfähig.»

Aber davon wollte man lange Zeit nichts wissen.

Grünrot karierte Menschen

1917 prägte der Psychoanalytiker Sigmund Freud den Begriff der «Trauerarbeit». Seither hält sich die Vorstellung, dass Trauerbewältigung eine schmerzvolle Aufgabe sei, die wir erledigen müssten, bevor wir ins Leben zurückfänden. Ohne lange und intensiv zu trauern, sei ein Verlust nicht zu überwinden.

In den 1940er Jahren untersuchte der Psychiater Erich Lindemann die Folgen eines Brandes in einem Nachtclub in Boston. Bei den Menschen, die in der Feuerkatastrophe Angehörige und Freunde verloren hatten, stellte er Angstattacken, Halluzinationen und schwere Stresskrankheiten fest. Lindemann war der Meinung, dass Hinterbliebene, die in den Wochen nach dem Unglück keine Auffälligkeiten zeigten, das Trauma nur verdrängten. Das Leid stecke in ihrem Unterbewusstsein. Früher oder später werde es ans Tageslicht kommen. Wissenschaftliche Beweise für diese Annahme hatte Lindemann keine. Aber die Theorie war jetzt in der Welt: Trauer ist ein gesundheitliches Problem.

Zwanzig Jahre später verbreitete sich eine andere Idee, die bis heute nachwirkt. Die in der Schweiz geborene Psychiaterin Elisabeth Kübler-Ross befragte in einem Spital in Chicago Patienten, die im Sterben lagen, über ihren Umgang mit dem Tod. Sie leitete daraus eine Theorie mit fünf Phasen ab: Verleugnung,

Wut, Verhandlung, Depression und Akzeptanz. Obwohl Kübler-Ross nicht mit trauernden, sondern mit sterbenden Menschen gesprochen hatte, verfestigte sich ein Bild, wie Trauer zu funktionieren hat: Wer die fünf Stufen nicht Schritt für Schritt durchläuft, macht etwas falsch.

«Beweise dafür gibt es nicht», sagt Bonanno, «es ist eine völlig verzerrte Vorstellung über Trauer entstanden.» In der Fachliteratur und in den Selbsthilfebüchern kamen nur hilfsbedürftige Menschen vor, die einen Verlust schwer und nicht allein bewältigen konnten. Die Experten erklärten sie zur Norm. «Therapeuten, Seelsorger und Psychiater begegneten in ihrem Alltag immer nur grünrot karierten Menschen. Deshalb waren sie überzeugt, auch die Mehrheit der Menschen müsse grünrot kariert sein.»

Bonanno aber vermutete: Die Mehrheit von uns trauert ganz anders. Er machte sich daran, es zu beweisen. Bonanno hatte früher einmal als Pfleger in einer psychiatrischen Klinik gearbeitet. Dort beobachtete er, wie schnell sich einige Patienten von ihren Krankheiten erholten. Sein Interesse an Psychologie war geweckt.

Revolutionäre Ergebnisse, keine Reaktion

Vor Bonanno hatte sich niemand empirisch mit Trauer beschäftigt. Die datenbasierte Forschung beginnt mit seinen Studien, sie ist erst dreissig Jahre alt.

Anfang der neunziger Jahre trat Bonanno als junger Doktor der Psychologie seine erste Stelle an der Universität in San Francisco an und begann systematisch Daten zu sammeln. Über die Jahre führte er Tausende Interviews mit Hinterbliebenen und veröffentlichte 41 Studien. «Das war nicht innovativ, bloss wissenschaftlicher Standard. Aber in der Trauerforschung war es komplett neu.» Im Unterschied zur bisherigen Forschung, die sich auf Personen mit Problemen beschränkte, befragte Bonanno möglichst viele Hinterbliebene – auch die, die nie in einer Psychotherapie gewesen waren oder gesundheitliche Schwierigkeiten hatten. Viele waren überrascht, dass er sich überhaupt für sie interessierte. Während der Sitzungen schrieb Bonanno auf, wie oft sie den Todesfall erwähnten, wie sich ihre Gesichtszüge veränderten, und untersuchte mit Hirnscannern, wie ihr Nervensystem reagierte.

Was Bonanno herausfand, war revolutionär. Mehr als 60 Prozent der Studienteilnehmer berichteten, sie seien weder depressiv noch verzweifelt oder am Ende

«Die meisten haben keine Ahnung, was sie erwartet, wenn es wirklich passiert.»

ihrer Kräfte. «Natürlich weinten sie, sie waren aufgewühlt und vermissten den Verstorbenen. Aber sie zeigten keine Anzeichen von Depression oder Traumata und erholten sich so schnell, wie wir es nie gedacht hätten.»

Bonanno erkannte in seinen Studien immer die gleichen drei Muster: 10 Prozent der Menschen kämpf-



fen nach einem tragischen Todesfall mehrere Jahre mit Depressionen und erholen sich kaum. 20 Prozent trauern ein halbes Jahr schwer, dann beginnen sie sich zu erholen und finden wieder ins Leben zurück. «Aber mehr als zwei Drittel funktionieren schon nach wenigen Wochen wieder normal, zum Teil schon nach Tagen», sagt Bonanno. Normal bedeutet: Sie bewältigen ihren Alltag, gehen zur Arbeit und widmen sich der Familie und Freunden. Es gelingt ihnen, die Trauer beiseite zu schieben.

Die Reaktion auf Bonannos erste Forschungsergebnisse war verblüffend. Es gab keine. Die Kolle-

«Mehr als zwei Drittel der Hinterbliebenen funktionieren schon nach wenigen Wochen wieder normal.»

gen ignorierten ihn. Bonanno galt als seltsamer Vogel mit einer eigenartigen Biographie. Mit 17 begann er durch Nordamerika zu trampen. Zehn Jahre war er unterwegs. Bonanno schlief im Zelt und in leeren Eisenbahnwagen, er malte Ölbilder und Strassenschilder, arbeitete auf Obstplantagen und nahm Drogen. Erst spät studierte er Psychologie.

Jemand wie er konnte doch unmöglich alles auf den Kopf stellen, was man über Trauer zu wissen glaubte. «Eigentlich war meine Botschaft ja tröstlich: Wenn etwas Schlimmes passiert, werden es die meisten gut überstehen. Aber ich wusste, dass man mir nicht glauben würde.»

Dann geschah etwas, das alles veränderte. Es war ein Ereignis, von dem man dachte, es würde eine ganze Stadt für immer traumatisieren.

«Etwas Lustiges, ohne Blut»

Am 11. September 2001 stand George Bonanno auf dem Dach der Columbia-Universität in New York. Zehn Kilometer entfernt brannte das World Trade Center, nachdem zwei Flugzeuge in die Zwillingstürme geflogen waren. Bonanno rief seine Frau und seine zwei Kinder an. Er wollte wissen, ob sie in Sicherheit seien. Dann machte er sich auf den Weg nach Downtown, um zu helfen, merkte aber schnell: Hier gab es nichts zu tun für ihn. Bevor Bonanno nach Hause kam, ging er in einer Videothek vorbei und lieh sich einen Film aus, eine Komödie. «Etwas Lustiges, ohne Blut. Ein bisschen Verdrängung schadet nie.»

Einen Tag nach den Terroranschlägen hatte Bonanno eine Sitzung am Department of Counseling and Clinical Psychology. Die Fachleute diskutierten, was sie unternehmen und wie sie helfen sollten. Die Columbia-Universität unterhält eine eigene psychiatrische Klinik. Der Klinikleiter schlug vor, die Praxis sofort für alle New Yorker zu öffnen. Bonanno hingegen fand, es sei besser, erst einmal gar nichts zu tun. Seine Untersuchungen hätten gezeigt, dass sich die Leute fürchteten, unmittelbar nach solchen Ereignissen mit Therapeuten zu reden, weil sie dann als traumatisiert gelten könnten. Der Klinikleiter sagte zu Bonanno: «George, das hier sind nicht deine Studien,

das ist das richtige Leben. Wir müssen den Menschen helfen.» Er öffnete die Klinik. Und fast niemand kam.

«Die Leute, die doch zu uns kamen, waren alle aus anderen Ländern und nur zu Besuch in New York», sagt Bonanno, «sie sagten, sie bräuchten keine Therapie, sie wollten einfach mit jemandem reden.» Die Columbia-Klinik war kein Einzelfall. Die amerikanische Agentur für Katastrophenschutz stellte 100 Millionen Dollar für Gratistherapien in der Stadt zur Verfügung. In den U-Bahnen hingen Plakate, auf denen stand: «Psychotherapie ist gut und kein Zeichen von Schwäche.» Aber es habe kein Bedürfnis für diese Angebote gegeben, sagt Bonanno.

Eine Befragung sechs Wochen nach den Anschlägen zeigte, dass nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Bewohner Manhattans unter posttraumatischen Stresssyndromen litt. Und vielleicht noch überraschender: Vier Monate später war alles wieder wie früher und der Stress auf dem Niveau wie vor den Terrorattacken.

Bonanno aber wollte es genauer wissen. Er untersuchte, wie viele New Yorker sich nach der Katastrophe mental gesund fühlten. Er befragte Leute, die weit weg vom Anschlagort wohnten, aber auch solche, die direkt betroffen waren und Todesfälle in der Familie zu beklagen hatten. Das Ergebnis war immer gleich: Die Mehrheit der Personen zeigte keine auffälligen Zeichen von Traumata. Eine kleine Gruppe litt am meisten: Es waren die Menschen, die in den Gebäuden jemanden verloren hatten und gleichzeitig Augenzeugen der Attacken gewesen waren. Die meisten anderen funktionierten schnell wieder wie vorher.

«Was erstaunt, ist nicht, wie häufig diese Phänomene sind. Das Erstaunlichste ist, dass wir konstant überrascht sind von ihnen», sagt Bonanno. Er hatte sich schon vor 9/11 mit ähnlichen Ereignissen beschäftigt, mit dem Blitzkrieg in London 1940 oder den Atombombenabwürfen in Hiroshima und Nagasaki 1945. «Weniger als zwei Wochen nach den Bomben wurden die Banken in Hiroshima wieder geöffnet; einen Monat später kehrten viele geflüchtete Bewohner in die Stadt zurück und begannen ihr Leben neu; drei Monate später lebten in Hiroshima wieder mehr als ein Drittel so viele Menschen wie vor dem Bombenfall.» Die meisten hätten sich irgendwie arrangiert, «das Abnormale wurde wieder normal».

Für Bonanno sind diese Reaktionen auf Kriege und Terror der beste Beweis menschlicher Resilienz.

Nach 9/11 begann Bonanno das Wort Resilienz auch in seinen Studien über Trauer zu verwenden. Jahrelang hatte er darauf verzichtet, auch seine Kollegen hatten ihm abgeraten. Es sei ein missverständliches Allerweltswort. Ursprünglich bezeichnet Resilienz einen Begriff aus der Materialkunde und beschreibt einen Stoff, der nach grosser Spannung wieder in seine Ursprungsform zurückkehrt. Auf den Menschen übertragen bedeutet Resilienz: die Widerstandsfähigkeit, Krisen zu meistern und sich wieder zu erholen.

Erst nach dem 11. September 2001 traute sich Bonanno zu schreiben: «Die meisten Menschen sind resi-



lient gegenüber allen möglichen Schicksalsschlägen.» So wie sie auf Kriege, Terror oder schwere Krankheiten reagieren, reagieren sie auch auf den Tod.

9/11 veränderte die Sicht auf Bonannos Arbeit. Aus dem ignorierten Forscher wurde einer der meistzitierten Psychologen der Welt und ein Wissenschaftsstar. 2009 veröffentlichte er sein berühmtestes Buch «The other side of sadness». Ein Professor aus Harvard besprach es so: «Es gibt viele Bücher über Trauer. Die können Sie jetzt alle wegwerfen. Bonannos Buch ist ein Game-Changer.» 2019 zeichneten zwei renommierte Psychologenorganisationen Bonanno für sein Lebenswerk aus. Als er erfuhr, dass er bald einen dritten Ehrenpreis bekommen werde, sagte er: «Come on, Guys, macht langsam, ich lebe ja noch. Aber es freut mich, dass man nun auf mich hört.»

Bonannos Kollegen wollten jetzt wissen:

Warum reagieren einige Menschen resilient und andere nicht?

Welche Rolle spielt die Kultur?

Ist es normal, wenn jemand mit einer verstorbenen Person spricht?

Hat jemand, der stark trauert, mehr geliebt als jemand, der weniger trauert?

Gibt es so etwas wie verspätete Trauer? Holt sie die Menschen später ein, wenn sie nicht genug trauern?

Die Beweisumkehr

Zu all diesen Fragen hat Bonanno Untersuchungen durchgeführt. Und zu allen hat er eine Geschichte zu erzählen. Zum Beispiel jene von Julia Martinez, einer 18jährigen Frau. «Ihr Fall zeigt den Verdacht, dem eine trauernde Person ausgesetzt ist, wenn sie nicht so leidet, wie es die Gesellschaft erwartet.» Martinez' Vater hatte einen Autounfall und verstarb. In den ersten Tagen nach dem Unglück war sie fassungslos, danach ging sie wieder ins College und traf sich mit Freunden. Eines Abends sagte ihre Mutter: «Du scheinst deinen Vater komplett vergessen zu haben. Kann es sein, dass du deine Trauer verdrängst? Es wäre besser, du würdest zu einem Therapeuten gehen. Sonst holt dich die Trauer später ein.» Martinez ging hin. Nicht weil sie der Meinung war, sie hätte eine Therapie nötig. Sondern weil es ihre Mutter erwartete. Gebracht habe ihr die Therapie nichts.

Bonanno sagt: «Es ist, als würde die Beweislast umgekehrt. Kriminelle sind so lange unschuldig, bis ihre Schuld bewiesen ist. Aber Trauernde müssen beweisen, dass sie gesund sind. Bis dahin gelten sie als versehrt oder als Verdränger.»

2002 publizierte Bonanno eine Studie mit 200 Teilnehmern, die einen Todesfall erlebt hatten. Er befragte sie kurz nach dem Unglück und 18 Monate später erneut. Bonanno wollte wissen, ob die Personen, die am Anfang keine depressiven Symptome spürten, später unter ihnen litten. Vielleicht hatten sie die Trauer ja nur verdrängt. Er stellte fest: Verzögerte Trauer kam in der Studie nicht vor. Wer zu Beginn mit dem Schmerz zurechtkam, kam auch eineinhalb Jahre danach zurecht. Andere Untersuchungen zeigten später das gleiche Resultat.

Neben dem Vorwurf, sie verdrängten den Tod eines lieben Menschen, ist ein anderer Verdacht für die Betroffenen fast noch schmerzhafter.

Ein paar Wochen nach dem Tod ihres Mannes John merkte Heather Lindquist, dass sich ihre Freunde fragten, ob sie ihn wirklich geliebt habe. Sie stellten die Frage nie offen, aber Heather spürte es. Heather und John führten eine unabhängige Beziehung mit vielen Freiheiten. Als John starb, blieb Heather stark. Sie ging einkaufen und zur Arbeit, lud bald wieder Freunde ein, kochte für sie und lachte sogar mit ihnen. Später konnte sie sich vorstellen, sich wieder neu zu verlieben. Für die traditionelle Trauertheorie ist Heather ein klarer Fall: Wer nach dem Verlust des Ehepartners nicht von Trauer überwältigt wird, muss eine oberflächliche oder eine konfliktreiche Beziehung geführt haben. Bonanno findet, man könnte genauso gut das Gegenteil annehmen: Resiliente Menschen sind sehr gesund, also müssen sie sehr gesunde Beziehungen führen.

Vor ein paar Jahren schloss sich Bonanno einer Studie der Universität von Michigan an. Sie hiess «Changing lives of older couples study», kurz Cloc, und untersuchte, was die Qualität einer Beziehung über das Trauverhalten aussagt. Die Forscher interviewten 1500 Ehepaare und begleiteten sie während zehn Jahren. Während dieser Zeit verstarben einige der Eheleute. Bonanno identifizierte die resilienten Hinterbliebenen, die keine schweren Trauerverläufe zeigten. Wie stand es um ihre Ehen? Die Erkenntnis war fast banal. Einige Ehen waren gut, andere schlecht. «Die Qualität der Beziehung sagt nichts darüber aus, ob jemand gut mit Trauer umgehen kann.» Genauso wenig konnte Bonanno Aussagen über den Charakter der resilienten Hinterbliebenen treffen. Weder waren sie kalt oder selbstbezogen, wie lange vermutet worden war, noch besonders warm oder sozial.

Wenn der Charakter keine Rolle spielt, was zeichnet resiliente Menschen dann aus? Es ist die Frage, die Bonanno zurzeit am meisten beschäftigt. Er steht erst am Anfang seiner Forschung, eine eindeutige Antwort hat er noch nicht. Aber ein paar Vermutungen.

Was macht Menschen resilient?

Seit dem Beginn seiner Forschung begleitet Bonanno ein Vorwurf: Er schenke schwer Trauernden zu wenig Beachtung und verharmlose ihr Leiden. Doch das stimme nicht, sagt er. Die meisten von uns könnten zwar gut mit Trauer umgehen, «aber leider gilt das nicht für alle». Chronische Trauer sei nicht trivial. Genau deshalb möchte er wissen, welche Menschen resilient sind. Damit er lernt, jene besser zu verstehen, die es nicht sind. Nur so könne man ihnen helfen.

Resiliente Menschen hätten eine Reihe von Vorteilen, sagt Bonanno. Viele sind finanziell gutgestellt, gut ausgebildet, sie sind körperlich gesund und haben ein breites Beziehungsnetz, das sie nach einem Todesfall auffängt. Aber das ist längst nicht alles.

Bonanno sagt: «Wer gut mit Trauer umgeht, besitzt keine festgeschriebenen Eigenschaften, sondern



bessere Strategien. Es ist nicht so, dass resiliente Menschen etwas haben, was andere nicht haben. Es geht darum, was sie tun.» Es ist nicht einfach, genau zwischen Fähigkeiten und Eigenschaften zu unterscheiden. Wer wir sind, ist immer eine Mischung aus Angeborenem und Erlerntem. Bonanno glaubt, dass man sich Resilienz aneignen kann.

Wichtig sei der Optimismus. «Optimistische Leute sind der Meinung, dass sich die Dinge schon irgendwie zum Guten wenden. Auch wenn es keinen Beweis dafür gibt, glauben sie es einfach.» Aber eine Verbindung zwischen Optimismus und Resilienz herzustellen ist kompliziert. Bonanno versuchte es mit einer Langzeitstudie. Er stellte den Forschungsteilnehmern Fragen über die Zukunft, bevor sie mit dem Tod eines geliebten Menschen konfrontiert wurden. Es stellte

Hat jemand, der stark trauert, mehr geliebt als jemand, der weniger trauert?

sich heraus: Diejenigen, die schon vor dem Verlust die optimistischsten Antworten über ihre Zukunft gegeben hatten, blieben auch danach mehrheitlich zuversichtlich.

«Es gibt aber auch Strategien, die wir auf den ersten Blick für unsympathisch halten», sagt Bonanno. Er nennt sie «copying ugly». Der Begriff kommt aus dem Baseball. Mitte der siebziger Jahre hatten Sportjournalisten die Bezeichnung «winning ugly» für das Team der Chicago White Sox erfunden. Die Mannschaft gewann nicht, weil sie besonders gut spielte, sondern, weil sie clever und auch unfair die Fehler der Gegner ausnützte.



Wenn ein naher Mensch stirbt, tun wir Dinge, die wir unter normalen Umständen nicht tun würden. Vielleicht geben wir dem Spital die Schuld oder dem Verstorbenen selber, der sich nicht genug um seine Gesundheit gekümmert hat. Und manchmal schützen wir uns, indem wir nach einem Verlust das Positive überbetonen und Sätze sagen wie: «Ich bin dankbar, konnte ich mich wenigstens noch verabschieden.» Oder: «Zum Glück musste der Verstorbene nicht leiden.» Das klingt vielleicht nicht gesund, «aber es kann helfen», sagt Bonanno.

Eine andere Fähigkeit, die resiliente Menschen auszeichnet, ist ihre Flexibilität. Sie können besser als andere zwischen Emotionen hin und her wechseln. Für viele ist es unvorstellbar, nach dem Tod zu lachen. Dabei sei Humor gar nicht selten, sagt Bonanno. Er nennt das Phänomen den «Resilienz-Blindspot». Wenn uns etwas Schlimmes widerfährt, neigen wir zu glauben, es bleibe für immer so. «Die Realität aber ist: Wenn wir traurig sind, sind wir für vier, fünf Minuten intensiv traurig, dann verändert sich das Gefühl. Es wäre physiologisch gar nicht möglich, zwei Wochen lang immer in der gleichen Emotion zu bleiben.» Wir gehen also in die Trauer und wieder aus ihr hinaus. Wer es schafft, wechselnde Gefühle zuzulassen – zu lachen oder wütend zu sein –, habe bessere Chancen, mit der Trauer zurechtzukommen.

Bonanno sagt: «Das macht uns nicht unsensibel. Das macht uns menschlich.»

Aber nicht überall auf der Welt machen Menschen die gleichen Erfahrungen mit Trauer.

Unterhaltungen im Lift

George Bonanno hat vor allem untersucht, wie Menschen in den westlichen Industrieländern trauern. Aber er kennt auch die Trauerkultur in Südamerika und Afrika. Besonders intensiv setzte er sich mit alten asiatischen Kulturen auseinander. Die Vorstellungen über ein Leben nach dem Tod spielen dort eine grosse Rolle. «Ich erzähle Ihnen eine persönliche Geschichte.»

Ein paar Jahre nach dem Tod seines Vaters verspürte Bonanno das Bedürfnis, sich mit ihm zu unterhalten. Bonannos Vater war im Glauben gestorben, sein Sohn sei ein Versager, von seiner späten akademischen Karriere wusste er nichts. Bonanno ging in der Dämmerung spazieren und sagte mit halblauter Stimme: «Hallo, Dad.» Er erzählte ihm von seinem Beruf und das alles in Ordnung sei. Das habe sich gut angefühlt, aber Bonanno kam sich seltsam vor. Sobald ihm auf der Strasse jemand entgegenkam, hörte er auf zu sprechen, weil er sich schämte. Bonanno brauchte mehr Intimität und fand sie in alten Fahrstühlen. In seinem Wohnhaus in New York steht so ein Lift. Er bewegt sich ganz langsam durch das Gebäude, und wenn er im richtigen Stock ankommt, dauert es ein paar Sekunden, bis sich die Türen öffnen. So hat Bonanno genug Zeit, das Gespräch mit seinem Vater zu beenden, ohne dass ihn jemand überrascht.

Bonanno fragte auch seine Studienteilnehmer nach Gesprächen mit Verstorbenen. Die einen fanden die Frage merkwürdig und schüttelten den Kopf. Andere waren erfreut, dass sie endlich jemand darauf ansprach. Aber sie kamen sich bei den Gesprächen komisch vor. Die Erklärung sei einfach, sagt Bonanno. «Im Westen, wo wissenschaftliche Objektivität herrscht, schrecken wir vor dem Gedanken zurück, mit den Toten zu kommunizieren.» Ob Gespräche mit Verstorbenen hilfreich sind im Trauerprozess, sei schwierig zu sagen. Einige fänden Trost, andere verlor sich darin.

Bonanno selber mag es, mit seinem Vater zu reden. Am wohlsten fühlte er sich dabei in China. Bei einer Reise nach Hongkong nahm er an einem alten Brauch teil, bei dem in einem Tempel Räucherpapier für die Vorfahren verbrannt wird. In den Läden neben dem Tempel gibt es Schuhe, Autos oder ganze Häuser aus Papier zu kaufen.

Was hat er im Tempel für seinen Vater verbrannt?

«Goldbarren», sagt Bonanno. «Mein Vater stammte aus der Arbeiterklasse, er war bodenständig, ein einfacher Mann. Ich dachte, es würde ihn entspannen, wenn er nun etwas Gold besitzt.»



Flurin Clalüna ist NZZ-Folio-Redaktor.

Harriet Lee-Merrion ist Illustratorin; sie lebt in Bristol.